

Wolfsbrut

Roman

Prolog

Kassel, Sommer 2016

Die Wölfe saßen im Kreis und stimmten ab. Das Ergebnis war eindeutig: Morgen sollte es passieren.

In ihrer Mitte lag eine Pistole. Eine tschechische CZ 75, Kaliber neun Millimeter, halbautomatisch. Daneben ein leeres Magazin.

Heß, ihr Anführer, nahm es in die Hand. Eine nach der anderen presste er die metallisch glänzenden Patronen in die Öffnung. Stumm schauten ihm die anderen dabei zu. Als er fertig war, schob Heß das volle Magazin in die Pistole. Es klickte, und jetzt schenkte der Leitwolf seinem Rudel ein zufriedenes Lächeln.

»Jeder weiß, was er zu tun hat?«

Alle nickten.

Bis auf Tobi. Der starrte nur auf die Pistole und versuchte, den Blicken der anderen auszuweichen. Er wusste, dass jetzt alles ganz allein von ihm abhing - und das, obwohl es gar nicht seine Idee gewesen war. Er hatte sich das alles nicht ausgedacht. Für so etwas war Göring zuständig gewesen, den sie so riefen, weil er genauso fett und aufgedunsen aussah wie sein Vorbild. Göring hatte alles minutiös geplant. Ihn, Tobi, hatten sie hingegen schon vor Wochen zum Täter bestimmt.

»Du bist der Richtige«, hatte Heß nach der Abstimmung gesagt und Tobi dabei auf die Schulter geklopft. Dafür würde ihm das ganze Land zu Füßen liegen. Sein Name würde für immer untrennbar mit dem Schicksal Deutschlands verbunden sein.

Davon hatte Tobi schon immer geträumt: respektiert zu werden. Sich nicht mehr wie der Fußabtreter eines Lebens zu fühlen, das ihm seit seiner Geburt den Mittelfinger zeigte. Teil etwas

Großen zu sein. Etwas, für das es sich zu kämpfen lohnte - und sogar zu sterben. Jetzt, nach dem Tod des einzigen Menschen, der ihm jemals ein bisschen Liebe geschenkt hatte, gab es sowieso nichts mehr, das ihm noch etwas bedeutet hätte.

Deshalb hob Tobi den Kopf und nickte.

Zusammen stimmten die Wölfe in ihr Geheul ein.

1

Immer wieder sah Tobi sich um.

Niemand interessierte sich für ihn. Aufmerksam hingen die Gäste an den Lippen des Mannes, der vorne auf dem Podium stand und seine Rede hielt. Sie fühlten sich sicher. Keiner von ihnen schöpfte auch nur den Hauch eines Verdachts.

Tobi tastete mit seiner Hand unter den Sweater. Dorthin, wo die Česka zwischen dem Hosenbund und seinem Rücken klemmte. Das kalte Metall, über das er mit seinen Fingern streifte, erinnerte ihn an seine Mission. Schweiß lief ihm ins Gesicht. Mit der anderen Hand wischte Tobi sich über die Stirn.

Dann schaute er nach vorn. Auf den großen, stämmigen Mann mit den krauseligen, grauen Haaren und dem wildwüchsigen Ziegenbart. Zu dem heutigen Anlass trug der Redner ein cremeweißes Hemd, ohne Krawatte, und darüber ein dunkelgrünes Jackett. Er sah genauso aus wie auf den Fotos, die sie ihm immer wieder gezeigt hatten, damit er sie sich einprägte.

Doch eigentlich hatte Tobi schon viel zu lange gewartet. Alles hätte längst vorbei sein sollen. Denn ihr Plan hatte anders ausgesehen: »Warte, bis er an der Reihe ist«, hatte Göring gesagt und Tobi dabei tief in die Augen gesehen. »Dann schlägst du eiskalt zu.«

Doch so kalt, wie er sein sollte, war er einfach nicht. Ein Gefühl, als ob die Pistole, die an seinem Rücken klebte, ihn nach unten zog. Das ihn daran hinderte, den entscheidenden Schritt zu tun. In der Theorie hatte alles noch so einfach geklungen: Aufspringen. Schießen. Abhauen.

Dann erinnerte Tobi sich wieder an den Anruf aus dem Krankenhaus. Sie hatten ihn erreicht, als er sich gerade auf den Weg zur Arbeit gemacht hatte. Seine Großmutter sei vor einer Stun-

de ihrem Kampf erlegen, hatte ein Arzt gesagt, dessen Namen Tobi noch nie zuvor gehört hatte. Schon bei seinem letzten Besuch im Krankenhaus hatte es so gut wie keine Hoffnung mehr gegeben. Alles war nur noch eine Frage der Zeit gewesen.

Bei diesem Gedanken schoss es Tobi plötzlich wie ein Blitz durch den Körper. Als wäre seine Angst auf einen Schlag verbrannt. Übrig blieb nur die Wut. Der Hass auf die Welt. Auf das Leben. Auf alles.

Er musste es tun.

Für Gitti.

Für die Wölfe.

Für Deutschland.

Entschlossen sprang Tobi auf, riss die Česka hinter seinem Rücken hervor und legte an.

»Hass ist unser Gebot und Rache unser Feldgeschrei!«, brüllte er in den Raum hinaus.

Der Verschluss der Pistole schoss vor und zurück.

2

Linke Gerade, rechte Gerade. Jab, Jab, Jab. Dann Front-Kick, Side-Kick. Rechter Haken, linker Haken, Roundhouse-Kick.

André Jäger prügelte auf den Sandsack ein wie ein Verrückter. Der Schweiß lief ihm in Strömen am Körper herunter. Bei jedem Schlag atmete er kurz und kräftig aus. Seine Kicks kamen so heftig, dass die Aufhängung quietschte und knarrte. Klänge, als ob der Sandsack um Gnade winselte.

Doch diesmal half alles nicht. Egal wie wild Jäger auch zuschlug, es verschwand trotzdem nicht. Das Gesicht, das schon mitten in der Nacht aufgetaucht war, weshalb er kein Auge zugemacht hatte. Ayhans Gesicht, Sekunden vor seinem Tod. Der fragende Blick: Warum hast du mir nicht geholfen? Warum hast du nur dagestanden und nichts getan? Warum hast du nicht eingegriffen? Fragen, die Jäger sich selbst immer wieder stellte, und auf die er bis heute keine Antwort wusste. Fragen, die vor vielen Jahren zu seinen ständigen Begleitern geworden waren.

Manchmal half ihm das Training, sie zum Schweigen zu bringen. Dann stellte er sich vor, der Sandsack sei er selbst, und schlug drauf los, bis seine Arme nur noch leblos am Körper herunter hingen. Meistens hatte er dann für ein paar Stunden Ruhe.

Doch heute nicht. Obwohl Jäger sich schon seit über einer Stunde quälte, wollte Ayhans Gesicht einfach nicht aus seinem Kopf.

»Fuck!«, schrie er und warf alles in einen letzten Schlag.

So lief es immer an den Jahrestagen von Ayhans Tod. Meistens half dann nur noch eins: Ein Treffen mit seinem einzigen verbliebenen Freund, der immer ein offenes Ohr für ihn hatte. Jäger riss sich die Boxhandschuhe von den Fäusten, pfefferte sie

gegen die Wand und schnaufte zu den Duschen. Das eiskalte Wasser prickelte auf seiner Haut und holte ihn für einen Moment aus seinen Gedanken.

Nachdem er fertig geduscht hatte, schnallte er sich ein Handtuch um die Hüften, setzte seine Sonnenbrille und den grauen Stetson auf und ging mit einem Glas Whiskey nach draußen auf die Veranda. Während die Sonne Gran Canarias seinen nassen Körper trocknete, spielten seine Finger gedankenverloren mit dem Amulett, das an einer Silberkette um seinen Hals baumelte.

Jägers Blick schweifte über die Bucht der Bahía Feliz. Seit fünf Jahren lebte er nun hier, auf der Insel des ewigen Frühlings. Zum Glück weit genug entfernt von den Hotels, Appartements und Bungalows im sonnenverwöhnten Süden. Dort, wo sich die fettbäuchigen Deutschen, Russen, und Engländer tagsüber ihre kalkweiße Haut zu einer krebserotem Pelle verbrannten und sich abends in den Bierstuben, Pubs und Diskotheken den letzten Rest Verstand weg saufen.

Deshalb suchte Jäger sich die Leute, an die er seine Wohnung im Untergeschoss vermietete, ganz genau aus. Meistens kamen nur irgendwelche Radfahrer zu ihm, die sich tagelang die Berge hoch quälten und kaum zu Hause waren. Guidis, wie die Canarios die vergnügungssüchtigen Touristen nannten, kamen ihm hingegen auf keinen Fall ins Haus.

Zu ihnen hatten die Einheimischen ein zwiespältiges Verhältnis. Auf der einen Seite waren es natürlich die Touris, die das Geld brachten. Auf der anderen Seite zerstörten sie aber auch Stück für Stück diese wunderschöne Insel. Diesen facettenreichen Miniaturkontinent, wie man Gran Canaria wegen seiner Vielfältigkeit nannte. Ein Schandfleck waren die Guidis allemal, und diese Meinung teilte Jäger schon wenige Tage, nachdem er hierhergekommen war.

Damals wäre er am Liebsten ans andere Ende der Welt gezogen.

So weit wie möglich weg von der ganzen Scheiße. Doch als Jäger das Angebot gesehen hatte, musste er einfach zuschlagen. Wer wusste schon, wie oft man eine solche Chance bekam. Viertausend Kilometer werden schon reichen, hatte er damals gedacht. Heute wusste er, dass wahrscheinlich keine Entfernung jemals groß genug sein würde.

Was wohl eigentlich gerade zu Hause so los war? Schon seit längerem hatte Jäger nicht mehr in die HNA geschaut. Seitdem er Deutschland den Rücken gekehrt hatte, waren die Artikel der regionalen Tageszeitung die einzige Verbindung, die er noch nach Kassel besaß. Meistens waren ihm jedoch sogar diese zu viel, sodass er nur noch ab und zu in die Nachrichten schaute. Nur um zu wissen, das alles noch seinen gewohnten Gang lief.

Jäger nippte an seinem Whiskey und griff nach dem Tablet, das vor ihm auf dem Beistelltisch lag. Er startete die App, und nur wenige Sekunden später war das E-Paper geladen.

Als er die Überschrift las, stockte Jäger der Atem.